

Coerubube.

(Roman von Egonie Juchacz-Nierma.)

3. Fortsetzung.

„Sorgen schon, denn sie besorgt nicht das, was der Arzt sagt. Aber blasse! Nutzt, du, ich werde gleich oblitam und renne wieder an meine Blätter, man du so etwas sagst — oder ich fahre's es Herber!“

„Herber!“ Ein Sonnenblitz flog über das Gesicht der alten Dame. „Nun! du, das es ihm gut geht, dem Jungen? Warum er nur durchaus in Berlin studieren wollte?“

„Sieh, Mutterchen, so ein junger Mann schenkt sich doch auch einmal hinaus, und was dieser Berlin an Kunst und Wissenschaften einer jungen darftigen Seele alles. Das ist doch etwas anderes als unser ruhiges Breslau!“

„Ja, ja, das ist schon was, und es ist nur gut, daß der alte gute Onkel Herrs trotz seiner Krankheit so teu für ihn sorgt. Große Sprünge kann ja Herber nicht machen, aber gut und anständig leben. Nicht wahr?“

„Natürlich, natürlich, Mutterchen, sagte Eva höflich, und im Dämmerlicht konnte Frau von Harres nicht den weiten Zug sehen, der leise um den Mund des jungen Mädchens aufsteht. Die Mutter durfte sie nicht erlauben, daß von Wladimir seit dem Onkels Krankheit überhaupt nichts, gar nichts mehr kam. Der Arzt hatte streng jede noch so klein: Aufregung für die kranke Mutter verboten, und so wußte sie nicht, daß Herber in einer freien Zeit quasi als Erzieher der beiden ungerateten Jungen von zehn und zwölf Jahren lebte, um sich so ein Studium überhaupt ermöglichen zu können. Was Eva ersparen konnte, schickte sie dem Bruder hin. Viel war es allerdings nicht.

Zwischen ihr und dem Bruder bestand ein inniges Verhältnis. Ach, wenn sie herüber nur hätte helfen können, den größten Wunsch seines Herzens zu erfüllen. Sie wußte es, obgleich er es nie ausgesprochen hatte, daß er so gern Medizin studierte hätte. Aber die Verhältnisse zwangen ihn, sich einen Beruf zu wählen, der ihn sobald als möglich zum Ziele führte, und so studierte er Physiologie.

Leise klopfte die Stubtür unter der großen Glocke, die auf dem Vestibül amputierten einer Menge kleiner Rippchen stand, ihr einmütiges Lied, und verschloß sich wieder am Fenster. Eva hatte sich wieder ans Fenster gesetzt und blickte hinaus.

Da tönten regelmäßige Klammern zu ihr herüber. Die Mutter war eingeschlafen.

Dunkel und still war's im Zimmer. Eva schloß den Kopf in die Hand. Ihre Gedanken zogen in weite Ferne.

Ihr war es, als hörte sie die alten Räume des Wladimir Waldes rauschen, als gäbe ein leiser Duft von blühendem Heidekraut und harten Nüssen durch das stille Zimmer. Zwei dunkle Augen blickten sie heiß und leidenschaftlich an, und leise flüsterte die geliebte Stimme: „Eva, ich habe dich lieb.“ Ihr Herz begann ungestüm zu klopfen. Konnte sie denn noch immer nicht vergessen!

Ja, es war ein furchtbarer Tag gewesen, damals in Wladimir, der jenem Waldspaziergang gefolgt war, der Tag, von dem sie die Erfüllung ihres höchsten Lebensglücks erhofft hatte, und der sie dann unermordet in das tiefste Selendel führte. Wenn sie ihn hätte wiedersehen können aus ihrem Gedächtnisse!

Als sie am nächsten Morgen nach einer unruhig verbrachten Nacht herunterkam ins Frühstückszimmer, erfuhr sie, daß die Hofdame ganz plötzlich in ein anderes Quartier hat ausweichen müssen. Sie war wie vom Donner gerührt. Er war fort! — Er wird an dich schreiben! Das war der einzige Lichtblick, der in ihre Seele fiel. — Aber Stunden, Tage, Wochen und Monate vergingen in banger Erwartung, und kein noch so kleines Lebenszeichen traf von dem Fernen ein. Da wurde es ihr klar, war unter tausend heißen Tränen, daß sie ihm nicht mehr gewesen war als ein vorübergehendes Amüsement, eine kleine Episode im Leben eines stolzen jungen Offiziers, wie es deren gewöhnlich für ihn gab.

Wie eine drohende Schicksalsahnung war plötzlich die schwere Erkrankung der Mutter gekommen und hatte ihr den Weg gezeigt, den sie fortan zu gehen hatte, den Weg der Pflicht!

Eines Tages, als sie aus der Schule heimgekommen war, hatte sie die Mutter bewußtlos am Boden liegend gefunden. Der schnell herangerufene Arzt konstatierte einen Schlaganfall und außerdem ein ziemlich vorgeschrittenes Herzleiden. Die ganze, einst so verdorbene Frau hatte die Jahre der Arbeit nicht ertragen.

Um ihre Kinder nicht zu ängstigen, hatte sie geschwiegen und nie geklagt. Nun aber hatte der geschwächte Körper nicht mehr Stand gehalten.

Es kamen schwere Wochen der Angst und Sorge für Eva. Der Arzt verzeigte nicht, daß er wenig Hoffnung auf Genesung habe, und bange Stunden verbrachten Eva und Herber, der damals noch das Gymnasium besuchte, am Bette der Schwerkranken. Endlich schien es sich langsam zu bessern, aber der Zustand der Mutter blieb dauernd ängstlich. Eine einzige große Aufregung — so hatte der Arzt warnend gelagt — konnte das schwache Lebenslicht zum Verlöschen bringen, und mit doppelter Liebe umgaben die Geschwister das treue Leben.

Mit fester Hand griff Eva nach den neuen Pflichten, die ihr erwachsen. Sie versorgte, soweit sie es vermochte, noch das Hauswesen. Zum Glück hatte sie eine Anstellung als Sprachlehrerin in einer höheren Mädchenschule gefunden. Mit beiden Händen hatte sie zugreifen, als ihr vor Jahresfrist von der ihr betrauten Vorleserin die Stellung angeboten worden war. Das war etwas Sicheres, eine bleibende Einnahme. Ihre Privatlehrerinnen mußte sie aufgeben, nur eine behielt sie — die junge, kinderlose Frau eines reichen Bankiers, mit der sie eine innige Freundschaft verband.

Dankbar empfand Eva diese Liebe von Helene Mertens, und ihre Gemüt, das im Leid des Lebens herbeigeworden war, erfrischte sich an dem sonnigen Temperament der jungen Frau. Die Stunden, die sie in dem reizenden, mit hübscher Eleganz ausgestatteten Heim der Freundin zubrachte, waren Lichtblicke in ihrem ersten Leben, und wohlthuend empfand sie die Atmosphäre der Sorglosigkeit und des Glücks, die dort herrschte.

Schritt erlöste die Korridorflinge in diesem Augenblicke. Eva ging hinaus und öffnete. Es war der Diener von Frau Mertens, der ihr ein Briefchen gab. Sie öffnete es, las es und sagte, sie würde sehr gerne kommen. Dann ging sie mit leisen Schritten ins Wohnzimmer zurück. Mit flinken Händen zündete sie die Lampe an, ließ das Rouleau herunter und begann den Abendbrottisch zu decken. Ihr Blick fiel auf die Uhr. Schon halb sieben! Sie mußte sich tummeln, wenn sie bis acht Uhr fertig sein sollte.

Da regte sich Frau von Harres und schlug die Augen auf. Das Licht blendete sie, und sorgsam schob Eva den grünen Halbschirm vor die weiche Lampenglocke.

„Mein, Ewchen, da bin ich wirklich wieder eingebüßelt. Du darfst schon den Tisch?“

„Ja, Mutterchen,“ und nedend setzte sie hinzu: „Gnädige Frau werden heut ein Viertelstündchen früher auf den Federball gehen, denn ich — ich traue heute abend aus!“

Herzlich erstarrte riefte sich die alte Dame aus. „Du willst zu Mertens? Das ist recht, das nicht dir gut tun. Du hast so wenig von deiner Jugend, von deinem alten, schwachen Mütterchen gar nicht zu reden; die verläßt mich ein Marmelietter dreiviertel Zeit ihres Lebens.“

Geschäftig lief Eva hin und her und deckte den Tisch fertig.

Frau von Harres entzifferte inzwischen langsam den Brief, den ihr Eva gereicht hatte. Ein dankbares Gesicht gegen die Frau, die ihr Kind so liebe, stieg in ihr auf, und verflochten wuschte sie sich eine Träne ab.

„So, gnädige Frau, es ist fertig! Darf ich bitten?“

Eva schob einen Stuhl an den Tisch, und hübsch führte sie langsam die Mutter Schritt für Schritt an den Abendbrottisch.

„Aber nein, mein Kind, das ist ja ein Luxus! Wo nimmst du nur das Geld her, mein prächtiger, kleiner Finanzminister? Ich weiß nicht, als ich die Wirtschaftskasse unter mir hatte, langte es nie zu so schönen Sachen!“

„Wo ich das Geld hernehme, ist Staatsgeheimnis. Aber Schulden machen wir keine, Herzgemüthchen,“ machte Eva glücklich.

„Herzgemüthchen, ich kann nicht mehr.“ Schon nach ein paar Bissen legte Frau von Harres Messer und Gabel hin.

„Dann geh; ich einfach nicht fort! Schnell, ein Ei wird mindestens noch gegessen, und dann gib's zur Besorgung auch ein Gläschen Tokayer als „Schlummerpunsch.“

„Ich esse ja schon die zuletzte, Du Tyrann. — Kind, was hat mir der Himmel für einen Schatz in dir gegeben,“ und mit zitternden Händen trich sie über das feinenweiche Haar des jungen Mädchens.

Eva fing die Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Du, Ewchen, nun bringe mich zu Bett, ich bin so müde.“

Mit leisen, leichten Händen zog

Eva die Mutter aus und brachte sie zu Bett. Dann machte sie sich schnell daran, ihr Hauptkissen mit einer einfachen, schiden roten Bluse und einem schwarzen Rock zu verpacken. Während sie das weiche dunkle Haar noch glättete und von frischem aufsteckte, plauderte sie mit der Mutter, die ruhig und befriedigt in ihren weißen Kissen lag.

Noch einmal drückte Eva ihre Lippen auf die schmalen Hände der Mutter und lächelte sie lange und süßlich auf Mund und Augen. Dann schlüpfte sie rasch in den alten, schon recht abgetragenen Abendmantel und band ein leichtes weißes Tuch um den Kopf. Die Vorhänge schlüßte sie oben bei der Ausdräterin ab, und hat sie, Eifers nach der Mutter zu sehen, dann machte sie sich auf den Weg zu Helene.

Viertes Kapitel.

Das Buch, in dem Frau Mertens bis jetzt gelesen hatte, war ihren Händen entglitten und lag auf dem Fell vor der Chaiselongue. Unruhig gingen die blauen großen Augen immer wieder nach der mit Amoretten geschmückten Stuhlleuchte auf dem Kamminis und von da erwartungsvoll nach der Tür. Um den kleinen üppigen Mund flog ein schmelzender Zug. Das Gesichtchen mit dem etwas aufgestrichelten Wächchen und dem neckischen Glänzen in der einen Wangen hatte einen unendlich lieblichen Ausdruck und entbehrte dabei nicht eines gewissen pikanten Reizes. Endlich ging draußen die Klingel. Das müde Eva seil! Rasch erhob sich Frau Mertens, um der Freundin entgegenzugehen.

„Endlich kommst du — du —!“ und herzlich umarmte sie die in den Korridor tretende.

„Guten, Lena, du machst dich ganz schön, es sieht draußen.“

„Tut nichts, ich bin nicht von Zucker, der bei der Nase hersehmilt. Aber nun komm rasch hinein!“

Mit geschäftigen Händen bereitete Frau Mertens den Tee, als die beiden Freundinnen sich gegenüber setzten, und bediente Eva. Sie schallte dabei in ihrer drohenden Weise auf ihren Mann, der zu seiner demütigen Sitzung nach Berlin habe fahren müssen.

Lächelnd hörte Eva zu, indem sie sich anerkennend in ihren Stuhl zurücklehnte.

„Weißt du,“ fuhr Frau Mertens plaudernd fort und richtete ihre leuchtenden blauen Augen forschend auf ihr Gegenüber, „du gestählst mir heute gar nicht, Eva, du bist so blühend gesund! Du müdest wirklich mehr Zerstreuung haben.“

„Zerstreuung habe ich ja, Lena.“

„Zerstreuung? Arbeit, willst du wohl sagen! Ich aber meine Zerstreuung, Gesellschaften und so weiter. Aber du bist ja so entseztlich bodenbig in dieser Beziehung. Auf all meine Bitten, an unfernen Gesellschaften teilzunehmen, krieg ich Körbe. Nur wenn du weißt, wir sind ganz allein, kriegst du aus deinem Mund. Siehst du, ich führe ein so ein Leben. Ich brauche Amüsement, Zerstreuung, Vergnügen. Ich muß Menschen sehen, muß lachen und fröhlich sein können. Das ist einfach Lebensbedingung für mich. Das weiß auch Fritz.“

Mit verhaltener Erregung antwortete Eva: „Ja, glaubst du denn nicht, daß ich von den Kontrast doppelt schwer empfinden würde? Ich will gar nichts anderes sehen und hören als meine Pflicht, ich will nichts lernen, was die Sehnsucht nach einem anderen Leben, das ich doch nicht führen kann, weckt.“

Gerade hier in diesem Milieu der Sorglosigkeit und des fröhlichen Gesangs war es so oft schon an sie herangetreten wie ein leiser mahrender Wunsch: ach, könntest du es ähnlich haben! Standshaft aber hatte sie den Gedanken immer wieder von sich gewiesen.

„Aber, Eva, das ist ja bei deinem Charakter unmöglich; worin nur, ich ruhe nicht eher, als bis ich dich so weit habe, auch an „weltlichen Dingen“, die du so verjähmst, Freude zu finden.“

„Es macht mir ja Freude, dir zuzuhören.“

„Ja, und dabei sitzt du mit großen, weifremden Augen da, als spräche ich spanisch zu dir.“

„Du meinst es ja gut, Lena — aber —“

„Aber! Du wirst mal sehen, ich entwickle eine Energie, die du bei mir noch gar nicht kennst. Der da, mein Fritz, der wird mir dabei helfen.“ Sie stand auf und eilte noch ihrem Schreibtisch, von wo sie ein in einem eleganten modernen Rahmen bedecktes Cabinetbild herunterholte und es vor Eva hin stellte.

Ein leises Lachen von dieser machte sie fluchen. Du, Lena, dein „Hausmann“ hat meines Wissens ein überdes Gesicht.“

(Fortsetzung folgt.)

„Donnerwetter, mich hat's,“ schreit einer der Schützen und greift nach seinem rechten Oberarm. Eine Kugel hat den Brust durchschlagen und eine Arterie verletzt. Wie eine Fontäne springt ein Blutstrahl empor. Da gibt es kein Bedauern. Der Offizier reißt einen Bindfaden aus seinem Tornister, sein Hornist schneidet den Kessel des Woffenrocks ab. Schnell wird der Mann oberhalb der Wunde abgebunden.

Für den Augenblick ist der Verletzte vor dem Verbluten geschützt. Der Offizier ergreift die Waffe, die je nachdem entfallen ist. Jedes Gewehr ist jetzt tot. Schuß folgt auf Schuß, das scheint es, als ob das Feuer des Gegners schwächer würde. Da hebt einer sein Gewehr und seinen Helm hoch, meldet einer der Schützen. „Weiter feuern,“ ruft der Offizier, „das sind Zeichen, die sie untereinander geben.“ Plötzlich entsteht eine auffällige Bewegung in der feindlichen Schützenlinie. Erst werden eine Menge von Gewehren emporgehoben, dann erheben sich die feindlichen Schützen in dichten Reihen.

„Der Feind macht einen Sprung! Lebhaft feuern!“ ernt das Kommando.

Ein rasendes Schnellfeuer hebt an, hier und da hebt einer die Arme und blüzt mit dem Gesicht in den Sand. Doch nicht nach vorwärts geht der Sprung, wie er als selbstverständlich erschien, in wilder Flucht räumt der Gegner die Stellung. Einige Sekunden später bezeichnen nur noch die schwarzen Klumpen der Verwundeten und Gefallenen seine Stellung. Die Unverwundeten sind hinter der Anhöhe verschwunden.

„Vorwärts!“ ernt das Kommando, „dem Gegner nach!“ Am Vorrand wird es lebendig. Aus allen Heden, aus allen Häusern quillt es hervor in dichten Linien. Jetzt den Gegner nicht zur Ruhe kommen lassen! 100, 150 Meter vorwärts geht der Sprung.

Wie verschuchte Hasen laufen noch einige Belagerer davon, die sich im hohen Kartoffelkraut verdeckt hatten. Wieder ein Sprung vorwärts. Die Hälfte des Weges bis zur feindlichen Stellung ist zurückgelegt. „Hum, hum, hum!“ In rascher Folge drei dumpe Schläge, die feindliche Artillerie greift ein und beschießt die Schützenlinie. Ein peinigendes Augenblick! In der Mulde, in der die Schützenlinie liegt, ist vom Gegner nichts zu sehen, über ihre Plagen in kurzen Zwischenräumen die Schrapnells. Das Gefühl einer gewissen Wehrlosigkeit bemächtigt sich jedes einzelnen. Unwillkürlich blicken sich die Köpfe nieder, jeder wartet. Wo werden die nächsten Schüsse hingehen, bin ich an der Reihe? Hum, hum, hum! Rechts über der Schützenlinie erscheinen drei weiße Wölkchen, ein Feuerstrahl springt aus jeder einzelnen heraus, den ein kurzer, scharfer Knall begleitet. Die Schrapnells sind gelagert. Hinter der Schützenlinie springt der Sand auf, die Schüsse sind zu weit gewesen. Hum! Drei neue Schüsse nach dem linken Flügel der Linie. Ueber dem braunen Ader dacht vor dem Offizier in der Linie hüpf ein braunes Etwas, überflücht sich. „Wie eine große Ratte“, zuckt im Augenblick der Gedanke durchs Gehirn — da schreit auch schon links der vierte Mann in der Linie auf: „Ich bin getroffen, mein ganzes linkes Bein ist abgerissen!“ Es ist ein gräßliches Schreien, das die Situation noch unbegreiflicher macht, als sie schon ist.

So kann es nicht bleiben, lieber gegen die Schlinge der Kanonen anlaufen, wenn es sein muß, im Ansturm sterben, als wechlos im Grunde liegen und auf den Kugelhagel warten. „Sprung auf, marsch, marsch!“ ernt das Kommando. Der Offizier springt vor, vielleicht nicht alle, aber die Mehrzahl der Schützen folgen. In atemlosen Lauf geht es vorwärts bis an die Anhöhe, in der die feindliche Schützenlinie gelegen hat und von der aus sich das Gelände übersehen läßt. Hinten im Grunde auf jenes tausend Meter sah man die Artillerie des Gegners aufgeschahren, neben ihr, hinter ihr stiebt die geschlagene Infanterie zurück. „Wisser 1100 und 1200!“ ernt das Kommando, und 200 bis 300 Gewehre überschütten die feindlichen Befehle mit einem Kugelhagel. Die eigene Infanterie im Zurückgehen, ohne ihr Schutz gegen den Angriff eines ungelimten Gegners, dessen Stärke oder vielmehr Schwäche ihr augenscheinlich nicht betam ist, beschließt die belgische Artillerie, dem Beispiel ihrer Infanterie zu folgen, und bald ist alles im Walde verschwunden. Ein Regiment Schaffens (2400 Mann), zwei Batterien Jagd und Maschinengewehre sind durch den Ansturm von zwei Kompanien märkischer Reserveinfanterie zurückgeschlagen worden. Der Durchbruchversuch der Belgier von Antwerpen nach Brüssel auf dem äußersten linken Flügel ist mit Erfolg abgewehrt worden. Etwa 300 Tote und Verwundete begeben das Feld, 50 Gefangene sind gemacht worden.

„Der kleine Befreite zielt sorgfältig.“

„Da, der hat's, hast Du gesehen, wie er in den Sand getrudelt ist?“

Hermlich mit Verzagungen schießt die kleine Gruppe, keiner achtend der Augen, die rechts und links vorüberfließen, keiner denkt daran, daß eine Lebermacht dort drüben liegt, die die Angreifer erdrücken muß, wenn sie selbst zum Angriff vorgeht.

„Feuertante.“

Von Dr. Georg Egon.

Ein glühend heißer Augustmittag. Die Sommerhitze flimmert über dem lehmigen Sturzader, in den geschickt mit Krautwert und Stroh bedeckte die Schützengraben eingeschnitten sind, die als Verteidigungsstellung gegen den von Norden zu erwartenden Gegner ausgehoben worden sind. Im Schatten eines Obstgartens liegt die Kompanie beim Mittagessen. Aus dem Schornstein der Heubude träufelt bläulicher Rauch, der tiefe Feldsteine spendet unerschöpflich seine Kationen.

Plötzlich Bewegung. Eine Radfahrerkolonnie hat dem Hauptmann einen Befehl überbracht. Die Offiziere springen auf. „An die Gewehre!“ Scharf schneidet der Befehl die Luft. Einen Augenblick gleichen 250 Mann einem aufgeschwachten Bienenschwarm, einen Augenblick später sieht alles in Ordnung an den Gewehren. „Gewehr in die Hand. Die beiden vorderen Züge in der Richtung auf den Kartoffelknäuelen, dritter Zug bleibt in der Reserve.“ Es geht an den Feind. Wo er sich befindet, wie stark er ist, niemand weiß es, niemand denkt daran, alle besteht nur der Gedanke: „Vorwärts, wo er auch liegt, es wird ran gegangen.“ Es sind alles Söhne der Mark, Mecklenburgs und Landvolksleute, die zu Haus Frau und Kinder zurückgelassen haben, vielleicht nicht mehr so geblüht, wie der junge Frontsoldat, aber zuverlässig und treu ihrem Offizier, der wie sie aus seinem Beruf zur Waffe gerufen ist, und dem sie folgen durch Dick und Dünn, wenn er sie richtig zu behandeln versteht.

Vorwärts geht es über Sturzäder, Rübenfelder, durch kniehohe Kartoffelkraut gegen den waldartigen Part eines Schloßes, dessen Finnen über den Baumwipfeln emporragen. Auge und Ohr sind auf das Schärffste gespannt, die Ungeheuerlichkeit drückt auf jeden Einzelnen. Glühend brennt die Sonne herab, der Schweiß perlt in dichten Tropfen unter dem Helmabhang. Immer vorwärts! Da plötzlich ein scharfes Knattern aus dem Waldrand. Endlich! Das befreit, denn nun weiß ein jeder:

„Wir sind heran an den Feind, dort liegt er.“

Noch wird kein Schuß abgegeben. Im Sturm geht's über die Wiese an den Part heran. Dort hinter einer getrockneten zusammen. Der achte Verwundete der Kompanie. Der Kommandant erreicht. Vom Feinde nichts mehr zu sehen, vor dem Ansturm sind die vorgeschobenen Abteilungen zurückgewichen. Rechts beginnt heftiges Geschützfeuer. Der rechte Flügel der Schützenlinie ist am Part vorbeigegangen und hat den Rand des dahinter liegenden Dorfes erreicht, das vom Gegner stärker besetzt ist.

Für die Märker gibt's kein Halten. Wehe dem Hause, aus dem geschossen wird. Mit zwei Kolbenbüchsen ist die Tür eingeschlagen, und was an belgischen Soldaten darin liegt, wird mit Rollen und Seitengewehr erledigt. Ein Geist des Angriffs besetzt jeden Einzelnen, der unüberwindlich alles über den Haufen wirft, was sich in den Weg stellt. Auf dem Marktplatz flint der Hauptmann, von einer Kugel getroffen, an der Spitze der Kompanie zusammen. Ein Unteroffizier springt hinzu, um ihn zurückzutragen, der Brave bezahlt es mit seinem Leben, so ist ein Dritter zur Stelle, der seinen Hauptmann auf seine beiden Schultern nimmt. Für die Kompanie gibt es kein Hörgern. Mit der Selbstverständlichkeit des Exerzierplatzes übernimmt der älteste Offizier das Kommando.

Am jenseitigen Dorftrand kommt das Gefecht zum Stehen. Etwa 700 Meter vor den Heden des Dorfrandes auf einer langgestreckten Bodenwelle reißt sich wie eine Perlenschnur eine Reihe schwarzer Punkte dicht aneinander. Es sind die Köpfe einer dichten belgischen Schützenlinie, die sich hier eingemischt hat und die Angreifer mit neuem Hagel an Geschossen überschüttet.

In einem kleinen Gehöft am äußersten linken Ende des Dorfes hat sich ein Offizier mit zehn Mann seines Regiments eingemischt. Ihm gegenüber liegt der rechte Flügel des Gegners. „Rasch“, schlägt eine Kugel in die Augenhöhe gegen den Stamm des Aufbaus neben ihm. Ein kurzer Aufschrei, denn: „Auf der Anhöhe vor uns Schützen!“

„Wisser 600! Schützen heraus!“

Wie auf dem Schießplatz folgen ihm die Leute.

„Ich nehme den zweiten von hinten.“

„Zu kurz, die Kugel ist in den Sand gegangen.“

„Wisser 700.“

Der kleine Befreite zielt sorgfältig.

„Da, der hat's, hast Du gesehen, wie er in den Sand getrudelt ist?“

Hermlich mit Verzagungen schießt die kleine Gruppe, keiner achtend der Augen, die rechts und links vorüberfließen, keiner denkt daran, daß eine Lebermacht dort drüben liegt, die die Angreifer erdrücken muß, wenn sie selbst zum Angriff vorgeht.

„Mann und Frau.“

Es wird allgemein behauptet, so plaudert eine deutsche Hausfrau, daß nur zuweilen die Frau es ist, die das häusliche Glück erhalten oder vernichten kann. Doch laßt uns jetzt einmal die andere Seite betrachten. Eine sitifame Frau wird gewiß alles daran wenden, um dem Mann ihrer Liebe die Heimat so angenehm wie möglich zu machen, doch kann es niemand leugnen, daß es ihr manchmal von seiten ihres Mannes recht schwer gemacht wird, immer daselbe freundliche Gesicht zu zeigen. Man bedenke nur, daß eine Frau so manchem unterworfen ist, wozu der Mann nichts weiß. Da ist vielleicht eine Frau, die ein häusliches Kind um sich hat. Wer zählt die schlaflosen Nächte, die so eine Gattin und Mutter durchzumachen hat, und auch sie hat den ganzen Tag schwer gearbeitet, ja vielleicht mehr getan, als in ihren Kräften stand. Sie ist von zartem Gemüt und ermarket von ihrem Manne, wenn er von seiner Arbeit oder dem Geschäft heimkommt, eine kleine Anerkennung, die sie hat bei aller Mühe ihm dennoch ein schönes Abendessen bereitet und auch das Haus ist rein und schön gepußt. Der Mann denkt, so muß es sein; er sieht in nichts besonderes darin, das ist Frauenpflicht, und anstatt sich zu freuen und sich der Kinder ein wenig anzunehmen, was einer liebenden Mutter so wohl tut, schiebt er sie bei zu Hause hin, will ich Ruhe haben, setzt sich hin, liest seine Zeitung und die Frau hat nun wieder ihre liebe Not die Kinder ruhig zu halten, um dem Mann nicht seine Laune zu verderben, und doch trägt es sich, wer wohl von den Weibern am müdesten ist.

Im Stillen hat die Gattin vielleicht schon so manchenmal auf ein Wort der Anerkennung von seiten ihres Mannes gewartet, aber immer vergeblich. Kalt geht der Mann seiner Arbeit nach, er arbeitet ja für die Frau und ihre Kinder; doch nicht zu vergessen, es sind geradezu fast seine Kinder. Schließlich fühlt eine Frau das tolle Benehmen ihres Mannes immer mehr. Sie möchte so gerne ihm ihr Herz ausschütten, wird aber nicht, ja manchenmal schreift abgewiesen. Der Mann hat vielleicht keine Ahnung oder Einsicht von den Gefühlen seiner Frau. — Nun frage ich, kann eine Frau nach alledem doch jedesmal ein freundliches Gesicht machen, wenn ihr Herz oft so schwer ist, weil sie nicht mehr die Liebe und Achtung findet, die der Mann ihr einst mit so teuren Worten versprochen hat, und die sie von Gott und Rechts wegen von ihm erwarten kann? Es ist nicht immer Trösten und Maulen, wenn die Frau nicht so freundlich ist, wie sie sein soll. Gewiß, der Mann hat seine Plage, sei es in der Arbeit oder im Geschäft, aber so wie es die Pflicht einer Frau ist, dem Mann die Heimat freundlich und angenehm zu machen, gerade so gut ist es des Mannes Pflicht, seiner Frau und den Kindern das Leben zu erleichtern, und besonders die Mutter seiner Kinder mit Liebe und Achtung zu behandeln. Gewiß wird man mich recht verstehen; ich meine nicht, daß eine Frau ihre Rechte mißbrauchen soll und dem Mann das Leben mit allen möglichen Anforderungen sauer machen, denn das tun ja leider viele heutzutage. Nein, eine Frau soll sich wohl ihrer Pflichten bewußt sein, aber wie viel leichter wird es einer Frau werden, wenn sie von ihrem Mann mit Liebe und Achtung sozu angehalten wird!

„Opfer bringen.“

Die frühe Jugend liebt Opfer nicht. Das Wort hat für sie etwas abstoßendes, abfchredendes. Genuß ist der Jugend Lieblingsbegriff. Erst zur Zeit, wo er „ertröden ihren Spuren folgt“ und sie ein „ungehobenes Wehen“ ergreift, erst dann fangt ein Mensch an sich mit dem Begriff Opfer zu befreunden. Dann bringt er freudige Opfer an Zeit, Geld und Bequemlichkeit; Stundenlang kann er im Schnee stehen zur Stunde der Einspender und brennenden Auges hinschauen nach dem Fenster, hinter dem ein Engel schläft. Und sie erntet allerlei, ihm zu gefallen, fordert es auch Opfer ohne Zahl, die Liebe bringt sie gerne. „Ach, daß sie ewig grünen blübe,“ diese Zeit der ersten freudigen Opfer.

Doch, mit dem Gürtel, mit dem Scheiter, fängt an die erste Zeit der Ehe. Der Mann muß hinaus — muß bringen die großen Opfer, seinen Stolz, seine Arbeitskraft, seine Unabhängigkeit, seine Freiheit opfern, damit die Lieben dabeiin geschützt bleiben vor Not und Elend. Und das Weib, inmitten der Kleinen, lebt nur noch ein beständiges Opfer. Man sagt ja auch, die Mutter geht auf in ihren Kindern. Sie bringt sich selbst zum Opfer dar! Mann und Weib reitern im Opferbringen, damit der Lebensweg den Kindern richtig geöffnet wird. Welche Tragödien sind schon geschehen worden mit dem Herzzug der Eltern — die

Unsere Schnittmuster - Osterle

Regliger in Ansonform. No. 1065.

Durch schöne, gemusterte Stoffe, durch flotte Anordnungen und hübsche Chemise-Einsätze sucht man die Einfachheit der Morgenkleidung, für die die Ansonform noch immer vorzuziehen ist, zu haben. So war das hier Multirette Modell aus feiner japanischer Seide hergestellt, mit Krage und Gürtel aus leuchtendfarbigem Klett. Die geborene



Zusammen gab dem reichlich weil gearbeiteten Anzug ein reiches Aussehen. Für einfachen Gebrauch blühen sich Stoffe wie Crepp, Gafemier, Seide, Flanell und auch Watte und Dimis empfehlen, die durch ein hübsch gefärbtes Epheblatt eines gestülpten Kollars erhalten. Gebrauch werden zu dem Schnittmuster, erhältlich in drei Größen: klein, mittel und groß. Es sind Material bei 44 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Entsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schickt den Goupon nebst 10 Cent für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept 1311 Howard St.

Per „Omaha Tribune“ Goupon

Schönwächtige Muster No.

... Zoll Brust oder Taillenumweite.

(Größe ... bei Kinder (a-hen.)

Name

No.

Stadt

Geschichte der Opfer — damit die Kinder eine höhere Erziehung genießen können. Je mehr ihnen selbst diese Kunst verlehrt ist worden, desto eifriger sind sie, Opfer zu bringen, um es möglich zu machen, und wie oft wird alles ohne ein Wort des Dankes angenommen, als ob das alles so sein müßte, es an der Tagesordnung sei, ohne das Wörtchen danke, welches man doch gerne hören möchte, mit dem Bewußtsein, du hast die Menschen beglückt. Wenn es auch vergessen wurde, es ihnen in der Jugend zu lehren, sollte ein jeder Mensch so viel Verdienst besitzen, ein Wort des Dankes zu finden, und auch nicht veräumen, es den Kindern bei Zeiten beibringen, ihnen einzuschärfen. Denn ist nicht auch zu gleicher Zeit ein Grundstein zur Liebe gelegt, welcher nach und nach zu einem nughringenden Gebäude emporsteigt? Was nützt ein Gebäude ohne Fenster, Dach und Seitenwände? Es ist unwohnbar! Nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer. Es ist nicht geschützt gegen Sturm und Unwetter. Gerade so ist es mit den Menschen.

Liebe und Dankbarkeit sind zwei Hauptfaktoren zu einem Halt im menschlichen Leben, und sollten Eltern, wenn sie auch arm sind, ihren Kindern wenigstens diese Ausbildung mit auf den Lebensweg geben, welcher nicht immer mit Rosen besetzt ist, damit nicht nur sie ihre Freude an ihnen erleben, sondern auch vor fremden Menschen bestehen können mit dieser Ausrüstung, welche ohne Rosen zu beruhsigen, doch nutz- und segensbringend wirkt.

Ein B o d e n, der mehr als 3 Pct. Salz enthält, wirkt auf eine Pflanze wie absolute Trockenheit.

1874 wurde die preussische Militärmusik durch Wierprecht in der türkischen Armee eingeführt.